

## Die Bibliothek des Reporters **Welche Bücher sind im Werkzeugkasten des Reporters unentbehrlich? Siebzehnte Lieferung oder Pausenzeichen.**

Von Georg Brunold — Atmen wir durch, für einmal nimmt die Bibliothek nicht zu! Oder dann nur durch Ihre ureigenste und ganz freie Wahl. Denn zum gegebenen Zweck tut es jedes Buch (wenn Sie nicht gerade über einem mehrere Stunden in Senf und Ketchup eingeweichten Groschenroman eingekickt sind). Sie sind der einzige Fahrgast mit einem Buch. Das wären Sie eventuell mit einer Krawatte ebenfalls, die für sich allein allerdings ganz irreführende Signale aussenden, nämlich eher nach Geschäft riechen würde. Bestimmt nähme die Wahrscheinlichkeit ab, dass die Philippina neben Ihnen – es könnte auch eine Brasilianerin oder Kamerunerin sein – Sie mit der unverfänglichen Frage anspricht, was Sie lesen, und sicher müsse es sehr interessant sein, wie es mich letztes Mal in Zürich auf der Rückfahrt vom Altstetter Hallenbad im Bus Nr. 31 glücklich traf. Nicht nur ist der Leser unbescholten, wenigstens als solcher; an seiner Unschuld und Friedfertigkeit lässt sich teilhaben, ohne ausgesucht hochoriginelle Eingebung ein Gespräch anzetteln.

Ansonsten dürften es nicht allzu viele sein, die im Kreis 4 mit seiner Wohnbevölkerung von siebzig oder achtzig Nationalitäten unentwegt die offenkundigeren und eingeweiht-

teren, jedenfalls vielseitigen Erkennungszeichen der Fahrgäste durchmustern mögen. Ein Fremder tut das vielleicht für kurze Zeit, und meistens ist es nicht einmal ihm so recht bewusst, dass er selber doch auch als Objekt von allerhand Studien dasitzt. Auch letztes Mal in Andalusien, im Hafen von Algeciras, hat sich die Idee wieder einmal nicht von selber eingestellt: Man muss darauf gestossen worden sein, nur die Erinnerung an die eine oder andere angenehme Überraschung kann einen inspirieren. Bei der nächsten interkontinentalen Überfahrt nach Tanger, Marokko, stecken Sie sich also eine arabische Zeitung oder Zeitschrift in die Jackentasche, eine etwas zerlesene vorzugsweise. Bei der Ankunft werden Sie über die Wirkung auf die Gepäckträger und Taxifahrer staunen. Alle früheren Male hatten sich Ihre drei Reisetaschen in mindestens drei Richtungen davonzumachen angeschickt. Jetzt dagegen, der Lage entsprechend ausgerüstet, finden Sie sich und Ihr Gepäck zum ersten Mal in Ruhe gelassen, und anschliessend zahlen endlich auch Sie für die Fahrt zum Hotel den einheimischen Preis.

Allerdings kann man alles auch ganz verkehrt herum anfassen und aufzäumen. Wer sich die Zeitung nicht erst in der Hafenein-

fahrt in die Tasche stecken wollte, sondern, kaum geht er in Spanien an Bord, damit nicht warten konnte, avanciert spätestens in der Geldwechselstube zum VIP. Die übrigen drei Stunden der Überfahrt wird er der marokkanischen Grenzpolizei, die auf dem Schiff die Pässe stempelt, die Zeit und Langeweile zu vertreiben haben. Durch ein wahres Stahlbad von Fragen wird er gehen, und sind sie erst erschöpfend und erschöpft beantwortet und wollen sich keine weiteren einfinden, werden ungerührt dieselben wiederkehren.

Wird es dagegen nur erst richtig eingesetzt, kann allerlei Werkzeug, und dies im Werkzeugkasten nicht bloss von Reportern, eigentliche Wunder tun. Es war Golfkrieg und ein Touristenmagnet wie Luxor in Oberägypten vollständig verlassen. Aus Kenya angereist, trug ich einen sandfarbenen Kaunda-Suit (unter Kenya-Fahrern auch Safaridress genannt), auf dem Kopf, vom immer wieder verbrannten Nacken endlich doch belehrt, ein breitkrepiger Hut. Da ich Luxors Tempel bei früheren Besuchen zur Genüge fotografiert hatte, hängte ich mir statt der Kamera ein Fernglas um den Hals. Die berühmten Linien, die den Grundriss des Hatschepsut-Tempels über den Nil nach Karnak verlän-

gern, wollte ich einmal etwas deutlicher ins Gesichtsfeld fassen. In dieser Montur trat ich, zugegebenermassen recht nervös, den zweihundert arbeitslosen Fremdenführern an der Nilfähre entgegen. Und geführt durch einen unsichtbaren Taktstock, wie das Rote Meer vor Moses, traten sie zur Seite, reihten sich lautlos zum ordentlichsten Spalier Ägyptens. Nur die drei Ältesten traten vor, streckten mir einer nach dem anderen die Hand hin und sprachen, einer wie der andere, mit einer angedeuteten Verbeugung: «Gudmoorning duktuur!» – «gudmoorning duktuur!» – «gudmoorning duktuur!» So leichten Fusses, im Schongang wahrhaftig, hat es hoffentlich nicht jeder Archäologe zu seinem Titel gebracht.

Auf der Strasse in Mogadischu dagegen müsste ein Fernglas um den Hals sich wie ein Galgenstrick anfühlen. Letztes Mal profitierte ich dort stattdessen von einer Kopfbedeckung aus Nordnigeria, in der Form beinahe ein Fes, wenn auch vielleicht nicht ganz so hoch, dafür reich bestickt mit Gold auf beigem Grund. In der Hast des Aufbruchs hatte ich zu Hause in Nairobi nichts anderes gegen die Sonne finden können. Schon als ich hinten auf dem Pickup in die Stadt einfuhr, sprangen die Strassenjungen lachend nach dem Hut, aus Jux, nicht mit böser Absicht. «Sheikh» hiess ich die folgenden Tage, und Somalier, die in Kairo oder Khartum studiert hatten, sprachen mich arabisch an. Ich ver-

suchte es nicht, bin aber der festen Überzeugung, ich hätte als einziger Westler ohne Geleitschutz über den Markt flanieren können.

Beim ersten Besuch in Mogadischu hatte ich nicht Sheikh, dafür aber Mr. Mahadsanid geheissen. Seit ich am Morgen nach der Ankunft aus dem Hotel getreten war und bis ich am dritten Abend wieder ins Rotkreuzflugzeug stieg – im Kino, auf der Tankstelle und im Innenministerium hiess ich Mr. Mahadsanid. Am Nachmittag der Ankunft hatte ich am Flughafen eine Weile warten müssen, da dort – ein halbes Jahr nach der Flucht des niedergerungenen Staatschefs Siad Barre – noch oder wieder Visa ausgestellt wurden («not allowing to reside and work»). General Mohamed Abshir, ein Warlord bereits reiferen Alters, erzählte mir aus seinen Jahren DDR-Ausbildung zu Siad Barres Polizeichef, und als ich den Pass mit Visum wieder in Empfang nahm, fragte ich ihn, was auf Somali «danke schön» heisst. «Mahadsanid», sagte General Abshir. Eilfertig und etwas verlegen brachte ich das Wort schon an jenem ersten Abend einige Male an den Mann.

Im folgenden Jahr waren nebst 20 000 US-Soldaten (später abgelöst von 20 000 UN-Blauhelmen) zeitweilig um 2000 Journalisten in Mogadischu (während des ruandischen Genozids waren kaum je mehr als drei Dutzend gleichzeitig vor Ort). Doch obwohl Reporter nebst den zweihundert unentbehrlichen Bü-

chern auch hie und da nur wenigstens ein Wort im Werkzeugkasten (und in der Reiseapotheke) haben sollten, traf ich nie auf einen Berufskollegen, der ein einziges Wort Somali bei sich hatte. Es war fast, als wären das keine menschlichen Laute oder aber solche, die eine schlechthin unüberwindliche Scheu von ihrem Mund fernhielt.

Neun Jahre später, rund 1500 Kilometer westlich von Mogadischu, in Kisumu am Victoria-See in Kenya, zogen am 1. Januar 2000 meine Frau und ich gemeinsam aus, für die Schlafwagenfahrt nach Nairobi zwei Leintücher zu kaufen. Die einzigen auf dem Markt, die wie alle Tage auch diesen hohen Feiertag an ihren Ständen verbrachten, waren die Somali-Frauen. Guter Dinge und anständig feilschten wir, wurden handelseinig und sagten mahadsanid. Ungefähr zwei Kilometer waren es vom Markt zum Bahnhof, und singend umtanzte uns den ganzen Weg ein majestätisches Geleit von mindestens zweihundert Somali-Kindern: mahadsanid! – mahadsanid! – mahadsanid! Bis man sie vom Bahnhof vertrieben hatte.

Ausgaben: Zum Beispiel: *Die Bibel* (AT nach Ausgabe der Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart 1982, Luthersche Übersetzung, angepasster Text von 1912, nicht neuer! NT viersprachig: Novum testamentum tetraglotton. Archetypum graecum, Vulgata latina, Germanica Lutheri et Anglica authentica. Diogenes, Zürich 1981. (Dazu: 1 arabische Zeitung oder Zeitschrift, 1 Fernglas, 1 orientalisch bestickte Sonnenmütze, 1 Wort Somali.)